

FREDI LERCH

«... man schreibt, damit es gesagt ist!»

Fredi ist oft zu Fuss unterwegs, gemessenen Schrittes, ohne Tasche oder Rucksack, und so, als korrespondierten seine Füsse mit seinem Kopf. Oder umgekehrt. Ein Denker ist er, ein Nachdenker. Und was er erzählt, ist interessant.



Fredy Lerch, Franz Gertsch und die Junkere 37.

Bild: Katrin Bärtschi

Ich wurde 1954 in Roggwil im Oberaargau geboren. Der Vater war in der Textilfabrik Gugelmann zuerst Arbeiter – zuletzt durfte er sich Obermeister nennen, zuständig für das Personal in der Färberei. Mutter war die Tochter des Dorfschmieds. Wir waren drei Giele, ich bin das Sandwichkind.

Nach der Prim und Sek in Roggu machte ich das Seminar Langenthal. Im Frühling 74 wurde ich patentierte und begann als Primarlehrer in Läuelfingen BL. Bald musste ich in die Rekrutenschule, eine traumatische Geschichte. Und im Frühling 75 der erste WK. In Läuelfingen! Als zwanzigjähriger Soldat musste ich an meinen Schülern vorbeirennen! Ich wurde im Ort nicht heimisch und sah zwei Möglichkeiten: Entweder ein Uni-Studium, Germanistik hätte mich interessiert, ich empfand mich damals schon als Schreibenden. Oder Musik studieren in Basel. Ich war relativ begabt, spielte Geige und Blockflöte, Letztere mit einer gewissen Virtuosität, dank der ich dann an der Schola cantorum basiliensis ein Studium machen konnte. Für die Uni hätte ich die Matura nachholen müssen – kein Thema.

Nach den vier Jahren Studium wusste ich: Ich bin kein Musiker. Die Musik ist mir keine Sprache, ich habe mit ihr nichts zu sagen. Zudem: Paul Sacher, der Gründer der Scuola, trat 77, im deutschen Herbst, mehr als einmal mit Leibwächtern im Büro auf, die ihre Waffe sichtbar trugen. Mit einem solchen Kulturbetrieb sollte ich zu tun haben? Statt einer vernünftigen Diplomarbeit schrieb ich eine 40-seitige Arbeit «Phantasie für eine singende Säge», die in der Erkenntnis gipfelte, dass ich meine

Blockflöte zersägen sollte. Ich erhielt das Lehrdiplom «trotz der Diplomarbeit». Bald zog ich nach Bern, weil ich Heidi kennengelernt hatte. Sie lernte Krankenschwester im Tiefenau-Spital und ich bewarb mich beim HEKS, das – in Roggu! – ein Zentrum für Geflüchtete aus Indochina betrieb. Zusammen mit einer Frau war ich für die Sprachbetreuung zuständig. Später war ich kurz Hörer am Journalistischen Institut Fribourg. Besser als Schülerlein war jedoch Learning by Doing in der Pressegruppe der Berner Jugendbewegung. Vielleicht auch, weil mein Ego gegenüber der Öffentlichkeit nicht gross war, publizierte ich dort anfänglich unter dem Pseudonym AJZ (Anatol Jeremias Zangger).

Das Schreiben und Layouten lernte ich beim Drahtzieher. Später gründeten wir das Berner Schreiberkollektiv, aus dem schliesslich die Berner Aussenstelle der WOZ wurde. Meine WOZ-Phase dauerte bis Ende 2001. Ich war Genossenschaftsmitglied, Redaktor und Journalist. Rotierend arbeiteten wir immer auch an der Produktion der Zeitung mit. Bis zur Frühpensionierung mit 64 schlug ich mich danach als freier Journalist und Publizist durch.

Bei der WOZ bewegte ich mich zwischen den Ressorts Kultur und Inland. Ich spezialisierte mich auf Neuerscheinungen schweizerischer Literatur und schrieb gerne kritische Sozialreportagen. Mit besonderem Bezug immer mehr zu dem, was heute «fürsorgerische Zwangsmassnahmen» heisst: Repressionen gegen die Jenischen zum Beispiel oder Psychiatriekritik und damit verbunden die Pharmakritik. Auch meine grossen publizistischen Arbeiten der

letzten zehn Jahre galten diesem Themenbereich: Zwangsadoption, die Geschichte der Elektroschocks in Münsingen, die Chronik des Gruebebuchs. Mein Interesse an diesen Themen hat mehrere Gründe. Mein Grossvater war Verdingbub. Und die Schriftstellerin Mariella Mehr – ich ziehe den Hut vor ihr. Sie war in den 80er Jahren eine wichtige WOZ-Mitarbeiterin und für mich eine wichtige Intellektuelle (ohne Uni). Einmal sagte sie zu mir: «Fredy, man schreibt nicht, damit es gelesen wird, man schreibt, damit es gesagt ist!» Das wurde ein zentraler Satz für mich. Auch der Aspekt der Selbstverständigung beim Schreiben ist für mich wichtig: «Ich erkläre es mir, bis ich es endlich begreife!» Dies nicht als Selbstzweck, sondern als Orientierungshilfe. «Wer bin ich in dieser Welt und wie kann ich mich darin bewegen?» Ich schreibe keine akademischen, historischen Texte, sondern sichere auf journalistische Art Quellen.

Aus meiner baldigen kritischen Distanz zum Literaturbetrieb wurde inzwischen Desinteresse. Er ist ein kleiner kapitalistischer Markt mit dem Schöngestigen als Überbau. Die ökonomische Basis ist der Buchhandel, der nicht rentiert. Trotzdem erhalten alle Beteiligten Löhne, ausser die Schreibenden. Wer schreiben will und nicht geerbt oder reich geheiratet hat, muss sich durchbeissen. Alles, was passieren muss, bis eine junge Autorin einen Verleger zum Verlegen brachte und er sie dazu, die 270 Seiten auf 150 zu kürzen, ist im Literaturbetrieb kein Thema. Auch kann die Literatur, vor allem die erzählende Prosa, nicht mehr wie etwa im 19. Jahrhundert die Welt «gütig» abbilden. Jeder Mensch lebt unterdessen in einer eigenen Welt. Immer mehr Leute sind wie desorientierte Geisteskranke



unterwegs, mit Kopfhörern, Streaming und telefonierend. Dort, wo es weh tut, wenn ein Stein auf den Fuss fällt, dort sind sie gar nicht mehr. So kannst du sozial nicht funktionieren und das schlägt auch aufs Literarische durch. Womit ich nicht sagen will, dass das, was heute geschrieben wird, keinen Wert hätte. Ich verstehe ihn einfach noch nicht.

Ich arbeitete viele Jahre an der Optingenstrasse 54 in der Bürogemeinschaft Pressebüro puncto. Da es den freien Journalismus so heute kaum mehr gibt, gibt es auch das Büro nicht mehr. Das Nordquartier ist für mich immer auch eine Erinnerung an die 80er Bewegung. Der Breitschträff, die Brasserie Lorraine, damals Kukuluz.

Ein Traum? Geng wie weniger. Ein bisschen von dem, was ich träumte, konnte ich realisieren und leben. Etwas Spektakuläres braucht es jetzt nicht mehr. Zudem versuche ich, mich vom Begriff der Hoffnung zu lösen. Wir sollten leben, was möglich ist. Und nicht immer etwas anderes wollen. Mein Traum ist, dass ich die letzten Jahre ohne Ressentiments – und ohne Hoffnung – leben kann.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

📍 www.fredi-lerch.ch

+ 115 ebenso spannende Quartier-Chöpf-Portraits finden Sie auf www.afdn.ch

Erinnerungen

Sie möchten sich selber oder andern Erinnerungen schenken?

Sie oder die Beschenkten erzählen, die Briefkrähe hört zu und bringt das Erzählte zu Papier.

So, wie sie es auch mit den Quartier-Chöpf im Nordquartieranzeiger tut.

www.briefkraehe.ch oder Telefon 031 333 42 37

